

Einsatz noch kurz vor Schichtende

Eine Episode aus dem Alltag der legendären Münchner Funkstreife
von H.J. Prinz

Ein Stück den Bavariaring entlang, vorbei an der Einmündung zur Pettenkofer- und St.-Paul-Straße, die nächste Straße links rein und schon waren wir da. Vor einer der herrschaftlichen Jugendstilvillen stand ein junger Mann am Rand des Gehsteigs. Er hob die Hand, als er unseren Streifenwagen sah.

Mein Fahrer hielt an. Abseits der rührigen Geschäftsstraßen des Bahnhofviertels stand in der wie ausgestorben wirkenden Ludwigsvorstadt, von uns allgemein nur Wiesenviertel genannt, um diese Zeit sonst niemand herum, der auf uns warten könnte. Sofort kam der junge Mann an unseren Wagen, einem grünlackierten BMW 501 mit Blaulicht auf dem Dach, wie er typisch war für die legendäre Münchner Funkstreifenabteilung, die über alle Reviergrenzen hinweg für Soforteinsätze zuständig war.

Ich stieß den Schlag auf und stieg aus. Der Einsatz schien eilig zu sein, die Stimme des Sprechers der Einsatzzentrale, sonst sachlich neutral, hatte irgendwie drängend geklungen als er rief: „Der nächste Wagen Rückertstraße!“ Keine Hausnummer, die Rückertstraße war ja nur kurz. Gleich darauf: „Wer kann fahren? Ein neuer Wagen klar ...?“. Da war etwas im Busch, was nicht sogleich über den Äther gehen sollte, damit es die Pressereporter nicht sofort spitz bekamen, die gern den Polizeifunk abhörten. Verbotenerweise.

Polizeihauptwachmeister Roland Hartwig und ich, Polizeiobermeister Georg Hager, Streifenführer von Isar 7, hatten vor dem Messegelände oben auf der Theresienhöhe darauf gewartet, dass die letzten Minuten unserer Vormittagsstreife 07.00 – 13.00 Uhr zu Ende gingen und wir einrücken konnten. Es war nicht viel los gewesen an diesem leicht verschleierten Tag des beginnenden Altweibersommers. Doch wie so oft, wenn nicht viel zu tun war, kam ausgerechnet zum Ende des Dienstes noch ein Einsatz. Ein Einsatz, der noch dazu nichts Gutes erwarten ließ, wie mir schwante. Nicht einfach nur eine verparkte Einfahrt oder so. Damit wäre ein Wagen der neuen Schicht beauftragt worden.

Unterhalb des Wiesenhangs lag zu Füßen der Bavaria hingebreitet die langgestreckte, auf dem Stadtplan einer überdimensionalen Niere gleichenden Theresienwiese, auf dem der Aufbau der vielen Bierzelte für das nahe Oktoberfest ihrem Ende entgegen ging und erste Schausteller mit ihren Bauteilen für Riesenrad, Achterbahn, Autoskooter und sonstigen Attraktionen anrückten. Roland war Reservemann, noch neu bei der eingeschworenen Gemeinschaft der Funkstreifler, als Einsatzfahrer aber schon überprüft. Er vertrat Gerd Kopitz, meinen ständigen Fahrer, der mit Ende der Schulferien endlich

auch in Urlaub gehen durfte. Kinderlos wie er noch war, musste er während der großen Ferien den Kollegen mit Schulkindern den Vortritt lassen.

Ich hatte gezögert, mich für den Einsatz zu melden. Zuständig für das Hauptbahnhof-, Klinik- und Wiesenviertel war Isar 11. Unser Streifengebiet umfasste Laim, Großhadern, Pasing bis weit hinaus nach Aubing und Freiham im äußersten Westen der Stadt. Doch Isar 11 meldete sich nicht. War er schon eingerückt? Auch noch kein Wagen der neuen Schicht klar? Ich griff nach dem Hörer.

„Isar 7 Theresienhöhe“, bot ich mich zögerlich an.

„Fahren Sie, Isar 7. Sie werden erwartet.“ Jupps Stimme, der aus Köln stammende Sprecher unserer Schicht, klang erleichtert.

Nun wusste ich soviel wie zuvor. Zügig rollten wir den Abhang hinunter um das Nordende der Theresienwiese herum zum Bavariaring, der in weitem Bogen gleich der Sichel eines Mondes die Ostseite der Wiesn umfasste. Links voraus ragte der Turm der nahen St.-Pauls-Kirche über die Dächer empor. Mit 97 Metern war er fast so hoch wie die Frauentürme mit ihren welschen Hauben und überhaupt eines der schönsten Kirchenbauwerke Münchens. Ihr gebührt der traurige Ruhm, am 17. Dezember 1960 eine amerikanische zweimotorige Passagiermaschine vom Himmel geholt zu haben. Dichter Nebel hing damals über der Stadt. Um 14.05 Uhr hob die Convair 340 von der Startbahn in München-Riem ab und verschwand sogleich im Nebel. An Bord außer der achtköpfigen Besatzung 17 und 18 Jahre alte Studentinnen und Studenten der amerikanischen Maryland-Universität in München, darunter der Sohn des Piloten. Sie wollten nach Northolt/England zum Weihnachtsurlaub. Die Maschine war frisch aufgetankt mit 6000 Liter Treibstoff. Eine Minute nach dem Start fiel der linke Motor aus. Schon vor dem Start hatte er Schwierigkeiten gemacht und musste repariert werden, wie laut Münchner Abendzeitung die Techniker erzählten. Der Pilot schwenkte in eine Rechtskurve ein, wollte zurück zum Flugplatz. Flughöhe: 150 Meter, meldete er. Gefährlich tief über der Stadt! Normalerweise sollte eines der beiden Triebwerke ausreichen, die Maschine in der Luft zu halten. Doch sie sank weiter. War sie vereist? 1,9 Grad unter Null waren an diesem Tag gemessen worden.

Um 14.09 geschah es. Im Nebel prallte die Convair mit einer ihrer Tragflächen gegen den Turm der Paulskirche, kappte das goldglänzende Turmkreuz, ein Stück der Tragfläche riss ab, fiel auf ein Haus, die Maschine stürzte auf die Kreuzung Bayer-/Martin-Greif-Straße, über die gerade eine aus der Stadt kommende vollbesetzte Straßenbahn fuhr.

„Eine Detonation, eine Explosion“, meldete aufgeregt ein Funkstreifenwagen, der die Kreuzung gerade passiert hatte. „Straßenbahn brennt.“ Dass ein Flugzeug abgestürzt ist, erkannten die Kollegen in diesem Moment noch nicht. Sie sahen hinter sich nur eine

Feuerwand und aufsteigende Rauchwolken. Ein Motor der abgestürzten Maschine prallte gegen die Straßenbahn, stieß den Anhänger von den Schienen. Durch die zertrümmerten Fenster ergoss sich aus den Tanks in der Tragfläche Treibstoff in die Tram, entzündete sich explosionsartig, setzte auch ein an der Straße liegendes Reifenlager in Brand.

Die Notrufe in den Einsatzzentralen von Polizei und Feuerwehr überschlugen sich. Im Anhänger der Tram kämpften die Menschen um ihr Leben. Wenige nur entkamen. Aus dem Reifenlager schlugen meterhohe Flammen. Die Straße war mit brennenden Menschen, Trümmern und Brandleichen übersät. Der Verkehr staute sich, blockierte Lösch- und Rettungswagen. Gaffer strömen herzu, kesselten den Unglücksort regelrecht ein.

Ich war damals seit knapp drei Jahren bei der Funkstreife, zunächst als Fahrer auf Isar 13, mit Max Teichert als Streifenführer, einem Bär von Mann, ehemaliger Frontsoldat, Geschützführer in einer 8,8-Batterie an der Ostfront, gegen Ende des Krieges Kommandant eines Tigerpanzers bei der Ardennenoffensive an der Westfront, wo sie ihren Superpanzer mangels Munition und Sprit letztlich sprengen mussten, damit er nicht in Feindeshand fiel. Wie so manche der ehemaligen Soldaten, hochdekorierte Offiziere vielfach, gingen sie nach Jahren der Zwangsarbeit in der Gefangenschaft zur Polizei. Hatten sie außer dem Kriegshandwerk doch nichts anderes gelernt, als sie von der Schulbank weg eingezogen wurden oder sich voller Begeisterung freiwillig meldeten.

Wortkarg wie er war, verstanden wir uns prächtig. An diesem Tag hatte ich schichtfrei und hütete zu Hause in unserer kleinen Wohnung in Moosach unser kleines Töchterchen. Wir hockten im Wohnzimmer auf dem Teppich und bauten mit Bauklötzchen einen Stall. Davor reihten wir die Schäfchen auf, die ich in meiner Jugend geschnitzt hatte. Zum Weihnachtsfest sollten sie dann unter den Christbaum kommen. Meine Frau wollte in der Stadt noch ein paar Weihnachtsgeschenke besorgen.

Ich bekam die Katastrophe mit, als erste Radiomeldungen von dem Flugzeugabsturz in der Innenstadt berichteten. Der Schreck fuhr mir in die Glieder.

Innenstadt!

Dort wollte sich Luise im Kaufhof und bei Hertie noch nach ein paar einer preiswerten Weihnachtsgeschenken umsehen. Geld hatten wir nicht viel, nachdem meine Frau nach der Geburt unseres Kindes nicht mehr arbeiten sollte.

Ich verheimlichte ihr nicht, dass ich Angst um sie gehabt hatte, als sie nach Hause kam. Worauf sie erwiderte: „Siehst du, so geht es mir jeden Tag, wenn du vom Dienst wieder nicht rechtzeitig heimkommst.“ Von dem Flugzeugabsturz hatte sie schon bei Hertie gehört. „Alle waren entsetzt“, sagte sie. „Den Aufschlag hab ich gehört. Es krachte fürchterlich.“ Jetzt erschrak ich nochmals. Luise musste nach Moosach im Nordwesten der

Stadt zwar die Linie 1 nehmen, eine ganz andere Richtung. Wäre das Flugzeug aber nur 500 Meter weiter zum Zentrum hin abgestürzt, hätte es sie treffen können.

Fünf Jahre war das nun her ...

„Er hat mich mit einem Gewehr bedroht und will mich nicht mehr in unsere Wohnung lassen“, begann der junge Mann aufgeregt und wies hinauf zu den hohen Fenster im zweiten Stock. „Der muss verrückt sein.“

Hatte ich es doch geahnt! „Welcher Mann?“ fragte ich. Schon wieder ein Mann mit Gewehr! zuckte es durch meine Erinnerungen. Duplizität der Ereignisse? Vor drei, vier Monaten erst waren wir, Isar 7, weit hinaus an den westlichen Stadtrand beordert worden, kurz vor Schichtende 17.00 – 24.00 Uhr, wie auch heute wieder kurz vor Schichtende. Ein Mann mit Gewehr hatte gedroht, seine Frau und seine Kinder zu erschießen. In einer wahren Horrorfahrt waren wir losgeprescht, mussten im Stadtplan erst suchen, wo das denn war. Als wir ankamen, schickte ich, der ich die zweite Hälfte der Schicht meinen Fahrer Gert Kopitz abgelöst hatte, ans Gartentor des spitzgiebeligen Häuschens hinter den Fliederbüschen, um nach der Hausnummer zu sehen. Kaum hatte er seine Taschenlampe angeknipst, warf er sich auch schon in Deckung. Wir hielten genau vor der gesuchten Nummer.

„Pass auf, der schießt!“

Ich ließ mich seitlich aus dem Wagen fallen und kroch zurück bis hinter den Kofferraum. Wir standen mit unserem Wagen unmittelbar vor dem Gartentürchen.

„Er steht mit einem Gewehr im Fenster“, rief mir Kopitz zu.

Und da krachte auch schon ein Schuss.

Verdammt. Konnte ich es riskieren, den Wagen aus der Schusslinie zu fahren? Funkdurchsagen drangen heraus: Isar 9 forderte uns auf, ihn einzuweisen. Er wollte zur Unterstützung kommen, wie auch Isar 14. Ich riskierte es nicht, noch mal einzusteigen. Und im Haus lagen vielleicht schon die Frau und die Kinder in ihrem Blut. Ich klappte den Kofferraum auf, holte die darin verstaute starke Handlampe heraus, beauftragte Gert aufzupassen, dass der Kerl nicht nach vorn heraus abhaut und eilte die Hecke entlang, die das Grundstück von einem Getreidefeld abgrenzte, bis zu einer Lücke, über die ich steigen und mich von hinten an das Haus heranschleichen konnte. An der seitlichen Längsseite gähnte über ein paar Betonstufen offen und schwarz die Haustür. Zum ersten Mal fühlte ich wie es ist, wenn sich die Nackenhaare sträuben. Wusste ich doch nicht, ob der Gewehrschütze nicht inzwischen hier lauerte. Vorn an der Ecke zur Giebelseite vernahm ich dann polternde Tritte im Haus. Jetzt erst kam er an die Haustür.

Meine Augen hatten sich soweit an die Dunkelheit gewöhnt, dass ich sah, wie ein Gewehrlauf aus der Haustür heraus genau auf meinen Bauch zielte, der ich wenige Meter entfernt an der Hausecke stand. Zwei schnelle Warnschüsse veranlassten den Schützen,

sich zurückzuziehen. Aber er kam wieder, worauf ich ihn nun anrief, das Gewehr wegzuwerfen und mit erhobenen Händen herauszukommen. Als er nicht reagierte, gab ich erneut einen ungezielten Schuss in seine Richtung ab. Wieder zog er sich zurück, schob sich dann aber erneut aus der Tür, den Gewehrlauf auf mich gerichtet. Jetzt schaltete ich meine Handlampe ein, zielte, schoss - und traf. Das Gewehr polterte auf den Vorplatz heraus, der Kerl taumelte aus der Tür, hielt sich den Oberarm und jammerte:

„Au, das brennt.“

So ein Blödmann! Doch Irgendwie war ich erleichtert, ihn nicht tödlich getroffen zu haben, wenn ich auch bereit gewesen wäre, ihn glattweg zu erschießen, wenn er vollends aus der Tür gekommen wäre und sein Gewehr weiter auf mich gerichtet hätte.

Wie sich herausstellte, hatte sich die Frau mit den Kindern schon vor unserem Eintreffen zu Nachbarn geflüchtet. Dem betrunkenen Kerl banden die Kollegen von Isar 9, die gleich darauf eintrafen, den Arm ab, aus dem das Blut nur so spritzte. Ich erklärte ihm mitleidlos, dass er vorläufig festgenommen sei, ließ ihn durch Isar 9 ins Krankenhaus Pasing verbringen und gab den Kollegen meinen Fahrer mit, der dort eine Blutentnahme veranlassen und ihn bewachen sollte, bis entschieden war, was weiter mit ihm geschehen sollte. Ich selbst wartete am „Tatort“ darauf, dass die alarmierten Kollegen der Mordkommission kamen und eine Tatortbefundaufnahme vornahmen. Ich musste mich schließlich dafür verantworten, warum ich auf einen Staatsbürger, dessen Würde und körperliche Unversehrtheit laut Grundgesetz doch unverletzlich sind, geschossen hatte.

Bis ich dann endlich zu Hause war, war es drei Uhr durch. Meine Frau lag schlafend im Bett, war bestimmt aber erst eingeschlafen, als sie mich schlüsseln hörte, wie sie es mir einmal gestand.

Würde sich diese Situation hier in der Rückertstraße wiederholen? War der Mann, der den Mitteiler nicht mehr in seine Wohnung ließ, durchgedreht oder auch einfach nur betrunken? Am helllichten Mittag?

„Wer ist der Mann?“ wiederholte ich. „Und wer sind Sie?“

„Manfred Strachitz“, stellte sich der junge Mann vor. „Ich studiere an der TU und kam gerade von einer Vorlesung nach Hause. Ich wohne bei meinen Eltern da oben im zweiten Stock, aber die sind nicht da. „Bei dem Mann handelt es sich um einen Bekannten, Arthur Heinlein, meine Eltern haben ihn aufgenommen. Er lebt in Scheidung, seine Frau hat ihn rausgeworfen.“

„Er hat Sie tatsächlich mit einem Gewehr bedroht?“ Ich blickte die Fassade des zweigeschossigen Gebäudes hoch, dessen aufgesetztes Mansardengeschoss ein vorgebauter Spitzgiebel zierte. Niemand zeigte sich hinter den hohen Fenstern des zweiten Stockwerks, auch nicht hinter den Fenstern im ersten Stock und den mit

Rundbogen versehenen Fenstern des Erdgeschosses. Unsere Ankunft war wohl unbeobachtet geblieben.

„Ja, ich hab gar nicht gewusst, dass er eines hat. Er müsse jetzt allein sein, hat er gesagt und mir die Tür vor der Nase zugeschlagen. Wenn er nur nicht auch das Gas aufdreht!“

Es eilte wirklich!

„Augenblick, bitte.“ Ich setzte mich kurz in den Funkwagen und nahm den Hörer des Funkgeräts auf. „Isar von sieben, schalten Sie bitte auf II!“ Ich zog den Knopf für den Inverter, der Funkdurchsagen zerhackte, so dass sie für Unbefugte nicht mehr verständlich waren. „Der Mann hier kommt mit seiner Frau nicht zurecht, sie hat ihn rausgeworfen. Er kam hier bei Bekannten unter und besitzt ein Gewehr. Der Mitteiler ist in Sorge, dass er vielleicht auch das Gas aufdreht. Wir müssen rein. Schicken Sie uns bitte zwei Kugelschutzwesten raus. Eilig! Und zwei MPs“, setzte ich hinzu.

„Verstanden“, quittierte der Sprecher der Zentrale. Er war bereits von der neuen Schicht.

Vor kurzem erst hatte unsere Abteilung schusssichere Westen zugewiesen bekommen. Jetzt konnten sie sich also gleich einmal bewähren. Auch über Maschinenpistolen verfügte die Abteilung, wie ich wusste, sicher verwahrt im Waffenschrank der Abteilung. Ich begann, mir auf dem Klemmbrett Notizen zu machen, die Personalien des Mitteilers und des ominösen Gewehrschützen oben im zweiten Stock festzuhalten.

Zehn Minuten später kam Isar 11 von der neuen Schicht angebraust, hielt neben uns auf den Gehsteig. Das Blaulicht erlosch.

Erich Neumann, der Streifenführer, holte eine der Kugelschutzwesten aus dem Fond und gab sie mir. „Kriegst auch noch den Kopfschutz“, sagte er und tauchte nochmals in seinen Wagen. Josef Zeiler, sein Fahrer, kroch mit der zweiten Schutzweste aus dem Wagen, sah sich um, wer diese denn übernehmen solle.

„Wo sind die MPs?“

„Wollte man uns nicht mitgeben.“

„Wer wollte nicht?“

„Der Schichtführer.“

Ärger wallte in mir hoch. Da wusste es wieder mal jemand besser, der gar nicht vor Ort war. Wenn sich der Gewehrschütze nun verschanzte und uns ein Feuergefecht lieferte ...? Mit unseren Pistolen vom Kaliber 7,65 mm und acht Schuss im Magazin dürften wir ihn schwerlich niederhalten können.

„Na gut“, resignierte ich. „Wer geht mit rauf?“

Mein Fahrer tat, als habe er die Frage nicht gehört. Neumann aber nahm seinem Fahrer die zweite Schutzweste ab und nickte mir grinsend zu.

„Gehen wir erst einmal ins Haus“, übernahm ich das Kommando.

Hintereinander marschierten wir durch den schmalen, mit kargen Büschen besetzten und zum Gehsteig hin mit hohem schmiedeeisernen Zaun abgegrenzten Vorgarten auf das Treppenpotest des mit Säulen und bogenförmige eingefassten Hauseingangs zu.

Der junge Strachitz ließ uns ein. Die Westen waren verdammt schwer. Schuppenartig waren darin Stahlplättchen übereinandergenährt und mit dickem, grünem Tuch überzogen. Pistolenschüsse vermochten sie zu stoppen. Wie das mit Gewehrschüssen war, musste ich nicht genau. Bei Schüssen aus einem Karabiner hatte ich meine Zweifel.

Unsere Fahrer halfen sie uns anzulegen. Ein Lendenschurz schützte die Weichteile. Die aus Brust- und Rückenteil bestehenden Westen wurde mit breiten Gurten über Schulter und um die Brust befestigt. Den Kopfschutz, ein eckiges Unikum mit schmalen Sehslitzen, einem Ritterhelm aus dem Mittelalter gleich und mit einem Gummigurt am Hinterkopf gehalten, nahm ich sogleich wieder ab. Damit sah man ja kaum etwas.

Hintereinander stapften wir die Treppe hinauf. Vor der Wohnungstür im zweiten Stock versammelten wir uns kurz. Ich ließ mir erklären, wo die einzelnen Räume lagen, wo sich der Gewehrschütze aufhalten dürfte und wo es zur Küche ging, die Kollege Neumann inspizieren sollte. Dann ließ ich mir die Wohnungsschlüssel gegeben, wies unsere Fahrer an, das Treppenhaus freizuhalten, steckte den passenden Schlüssel ins Schloß und setzte meinen Kopfschutz auf.

„Kein Licht anmachen!“ warnte ich, bevor ich den Kopfschutz vors Gesicht zog und die anderen mich nicht mehr verstanden. Sollte der Mann tatsächlich das Gas aufgedreht haben, konnte ein Funke genügen, es zur Explosion zu bringen. Dann zog ich meine Walther PP und stieß ich die entriegelte Tür auf.

Der Flur lag im Dämmerlicht. Rechts am langen Ende, wo es zur Küche ging, drang Tageslicht herein.

„Das Wohnzimmer liegt links gegenüber“, rief mir der Sohn des Wohnungsinhabers hinterher.

Ich winkte Neumann, nach rechts zu gehen und trat vor die Wohnzimmertür. Sie war abgesperrt. Ich hob den Kopfschutz kurz an.

„Polizei! Öffnen Sie!“

Nichts rührte sich. Mit den Fingerknöcheln der Linken klopfte ich hart gegen die Türfüllung und rief erneut: „Polizei! Öffnen Sie, oder ich trete die Tür ein!“

Da krachte im Wohnzimmer ein Schuss. Dem Knall nach ein Kleinkalibergewehr. Dagegen dürfte meine Weste ausreichend Schutz bieten.

Hatte der Kerl sich jetzt etwa erschossen? Oder schoss er hinunter auf die Straße? Hatten sich Neugierige angesammelt, nachdem gleich zwei Streifenwagen vor dem Haus stehen und uns vielleicht doch jemand beobachtet hatte, wie wir mit Schutzwesten ins Haus gingen? Verdammt, und ich hatte keine Straßensperrung veranlasst!

Doch dazu war es jetzt zu spät. Ich musste rein, sofort! Sollte der Schuss im Wohnzimmer ein Warnschuss sein, mit dem der Gewehrschütze mich davon abzuhalten versuchte, die Tür einzutreten, dann erst recht. Die Gefahr, die von dem durchgeknallten Kerl ausging, musste augenblicklich unterbunden werden.

Ich wich einen Schritt zurück und trat in Höhe des Schlosses kräftig gegen die Tür. Die Wucht meines Fußtrittes ließ mich zurückprallen. Ich suchte neuen Stand und trat erneut gegen die Tür, und noch einmal und noch einmal. Das Kastenschloss brach splitternd aus dem Holz, weit schwang die Tür auf und gab den Blick auf ein mit alten, dunkel gebeizten Möbeln eingerichtetes, lichtdurchflutetes Zimmer frei.

Niemand aber war zu sehen.

Ich tat ein paar vorsichtige Schritte ins Zimmer hinein, die Pistole in meiner Faust schussbereit erhoben. Durch die schmalen Sehschlitze meines Kopfschutzes sah ich nicht genug. Ich wandte den Kopf hin und her, war mir aber doch nicht sicher, ob der Kerl nicht hinter einem Möbelstück lauerte. Mein Gesäß war ungeschützt, wurde mir bewusst, ebenso mein Hinterkopf. Verdammt, wenn der Kerl in der Ecke hinter der Tür lauerte, um mir von hinten eine Kugel zu verpassen, würde ich nicht schnell genug reagieren können. Ich fühlte, wie Kälte meine Arschbacken überzog. Gänsehaut? Und in meinem ungeschützten Nacken richteten sich die Haare auf, wie es mir schien. Wie damals draußen in Freiham.

Erneut überkam mich Ungeduld. Verdammt noch mal, so ging das nicht weiter! Ich schob meinen Kopfschutz in den Hinterkopf und sah mich nach allen Seiten um. Niemand war im Zimmer, auch in keiner der Nischen hinter den Möbelstücken oder hinter dem Sofa. Doch rechter Hand befand sich ein schmaler, bogenförmiger Durchgang in der Wand, wie ich jetzt sah. Perlenschnüre bildeten eine Art Vorhang.

Schwangen die nicht leicht hin und her ...?

Okay, da draußen steckte er also! Ich näherte mich dem Durchgang leise, zog den Kopfschutz wieder vors Gesicht und schob mit der Pistole vorsichtig die Perlenschnüre auseinander.

Ein erneuter Schuss, gedämpft irgendwie, ließ mich zusammenzucken. War die Patrone, überaltert vielleicht, nur mit halber Pulverladung losgegangen? Auf wen oder was schoss der Kerl? Langsam schob ich meinen ritterhelmbewehrten Kopf durch die Perlenschnüre, die Pistole schussbereit erhoben.

Ein schmaler Raum tat sich vor mir auf, durch ein hohes Fenster links vorne fiel Tageslicht herein. Ein Arbeits- und Schlafraum offenbar, ein Schreibtisch stand schräg vor dem Fenster mit einem Telefon darauf, entlang der Wand eine Schlafcouch mit zerwühlten Decken. Ich wandte den Kopf nach rechts – und schob augenblicklich meinen Kopfschutz hoch, um besser sehen zu können.

Ein Mann saß dort auf einem Stuhl, bewegungslos. Er hielt ein Gewehr zwischen den Beinen mit dem Lauf im Mund.

Ach du Scheiße!

Rasch trat ich näher und sah auf ihn herab. Der Gewehrlauf im Mund hielt ihn aufrecht. War ihm noch zu helfen? Ich steckte meine Pistole ins Halfter zurück, das mit Karabinerhaken an einer Gürtelschlaufe an meiner rechten Seite befestigt war und unter der bis in die Hüfte reichenden Schutzweste hervorhing, wie unter der für uns Funkstreifler typischen kurzen Lederjacke. Vorsichtig tastete ich nach seiner Halsschlagader. Nichts, kein Puls. Hatte ich auch nicht erwartet. Ein Schuss in den Mund war nun einmal tödlich.

Ich stieß die angestaute Luft aus und atmete erst einmal tief durch. Die Anspannung fiel von mir ab. Der Mann war noch nicht alt, Mitte Dreißig vielleicht. Seine Augen waren geschlossen, langsam sickerte Blut aus seinem Mundwinkel über das Kinn. Er war bartlos, das dunkle Haar kurz geschnitten und ordentlich frisiert. Bekleidet war er mit weißem Hemd ohne Binder und dunkler Hose. Kein Blut am Hinterkopf und keine Gehirnmasse an der Wand hinter ihm, das Kleinkalibergeschoss war nicht durchgedrungen, wie es bei einem schweren Karabiner oder gar einer Schrotflinte der Fall wäre.

Ich fühlte Mitleid. Und plötzlich überkamen mich Schuldgefühle. War es mein ungestümes Eindringen, das ihn letztlich in den Tod getrieben hatte? Hätte ich erst mit ihm reden, mir seine Nöte anhören sollen? Aber er wollte mich ja nicht reinlassen.

Den zurückgeschobenen Ritterhelm noch auf dem Kopf ging ich hinaus auf den Flur. Kollege Neumann erwartete mich bereits.

„Er ist tot“, verkündete ich tonlos, „Schuss in den Mund.“

„Hm“, machte Neumann nur, sagte dann: „Gas war keines auf. Aber sieh dir dort die Wohnzimmertür an!“

Die Wohnzimmertür stand auf, wie sie nach meinen kräftigen Tritten stehen geblieben war. Deutlich war in der Türfüllung ein Kugelloch zu sehen, etwas ausgefranst, ein Schuss aus dem Zimmer in den Flur.

In Höhe meiner Knie, der ich davor stand.

Verdammt noch mal, der Kerl hatte tatsächlich auf mich geschossen! Doch nicht in Tötungsabsicht, schränkte ich in Gedanken ein. Kein Mordversuch also, „nur“ Widerstand gegen die Staatsgewalt. Doch hätte er mich ins Knie getroffen, wäre ich wohl dienstunfähig gewesen und womöglich geblieben und hätte in Pension gehen müssen – in

jungen Jahren schon und mit mäßigem Pensionsgehalt. Meine Frau hätte dann umgehend wieder arbeiten müssen.

Ich wandte mich nach dem jungen Mann um, der uns verständigt hatte und nun in den Flur kam. „Kann ich bei Ihnen telefonieren?“

„Ja, der Apparat ist da drinnen“, deutete er.

Ich zögerte. Dann schüttelte ich den Kopf. Der Apparat drinnen bei dem Toten sollte zunächst unberührt bleiben. „Ich geh runter zum Funkwagen. Bleib du hier und sichere den Tatort!“, wies ich meinen Fahrer an.

Ich nahm Neumann und seinen Fahrer mit runter, bedankte mich für die Unterstützung und bat sie, die Schutzwesten wieder zurückzubringen. Über Funk bat ich die Einsatzzentrale, uns die Todesermittlung zu schicken. Dann wartete ich, bis endlich zwei Kollegen der Kripo kamen. Meine Frau würde wieder einmal vergeblich mit dem Essen auf mich warten. Ich hatte damals noch kein Telefon, konnte sie also nicht einmal verständigen. Und meinen Bericht musste ich ja auch erst noch schreiben.

Tage später erfuhr ich von den Kripokollegen, dass der Selbstmörder kurz vor unserem Einschreiten mit seiner Frau telefoniert hatte. Sie hatte sich unnachgiebig gegeben, wollte auf keinen Fall wieder zu ihm zurück, hatte dann aber, als er ihr sagte dass er aufhören müsse, weil die Polizei vor der Tür stehe, gedacht, dass die ihn schon davon abhalten würde, seinen Entschluss, aus dem Leben zu scheiden, in die Tat umzusetzen.

Tja, das ist dann ja schief gegangen.

Heute, nachdem ich längst pensioniert bin und mir in meinen Polizeikrimis, die ich inzwischen verfasste, so manchen Frust von der Seele geschrieben habe, denke ich immer wieder mal zurück, wie mein Leben bei der Polizei so gelaufen ist. Würden Sie mich heute fragen, ob ich wieder zur Polizei gehen würde, könnte ich Ihnen keine eindeutige Antwort geben. Lange Zeit habe ich diesen Beruf als einen der schönsten erachtet, insbesondere den Beruf des Kriminalisten, der weitgehend eigenverantwortlich und eigeninitiativ ermitteln kann – so man ihn lässt. Wenn ich indes die heutige Gesellschaft in ihrer zunehmenden Dekadenz betrachte, kann ich meine Kollegen nur bedauern.

Anmerkung

Den geschilderten Einsatz habe ich selbst erlebt, unterlege ihn aber meinem Protagonisten GEORG HAGER aus meinem Mafia-Krimi BITTERE ERKENNTNIS, den ich im LKA-Sachgebiet „Überörtliche Kriminalitätsbekämpfung und Kunstdiebstähle“ (Vorläufer des späteren OK-Dezernats) angesiedelt habe, das ich nach meinem Weggang von der Münchner Kripo einst leitete und das in Rückblenden autobiographisch meinen Werdegang bei der Polizei aufzeigt. Die Namen

der genannten Kollegen sind natürlich auch verändert. Eine weitere authentische Episode aus meiner Zeit bei der legendären Münchner Funkstreife ist diesem Buch sowie der Anthologie GNADENLOSE MÖRDERJAGD, VNL, Jena, zu entnehmen, wo sie unter dem Titel SCHUSS AUS DEM DUNKEL abgedruckt ist. Näheres über meine Polizei- und München-Krimis ist dem Internetforum Polizei-Poeten (www.polizei-poeten.de oder www.cop2cop.de) zu entnehmen oder direkt bei mir unter E-Mail hj.prinz@t-online.de oder unter Tel.-Faxnummer 089/70 00 99 13 zu erfahren, über die Sie sie unmittelbar bestellen können –signiert oder auch mit Widmung versehen.